Am Bach.

Von Renate Pfannschmidt-Beutner.

Am murmelnden Bach, am murmelnden Bach,
Da läßt all dein Sorgen und Sehnen nach,
Da lullt dich das rauschende Wasser ein
In friedliches Träumen und Stillesein.

Und du schließest die Augen und fühlest gelind,
Wie dein Sorgen und Sehnen vorüber rinnt,
Wie es rinnt, wie es flutet so weit, so weit,
Ins tiefe Meer der Vergessenheit!

Der reiche Mann.

Von Leonore Nießen-Delters.

Der reiche Mann lag im Sterben. — Das heißt, er hatte einen Schlag gehabt und war ganz gewiß mehr tot als lebendig, aber die Aerzte sagten achselzuckend: wann es nun endgültig zu Ende gehen würde, das könnte man ebensowenig mit positiver Bestimmtheit sagen, wie, ob er vielleicht doch noch einmal zum Bewußtsein kommen könnte. Es blieb also nichts übrig, als einstweilen alle jene Formalitäten und Zeremonien mit ihm aufzustellen, die bei sterbenden Leuten in einer angesehenen und geregelten Lebenslage erforderlich sind, und das Weitere abzuwarten.

Natürlich waren die Verwandten da. Teufel auch, — bei so 'nem alten Junggesellen weiß man nie, wie es um die Testamentsangelegenheit bestellt ist! Und wenn es einem an den Kragen geht, ist er in der Regel weicher und nachgiebiger, als er's im Leben gewesen ist; wie oft hatte man es erlebt, daß noch auf dem Sterbebette die wichtigsten Entschlüsse gefaßt worden sind! — Es war nur fatal, daß die Geschichte so überraschend schnell gekommen war, daß er bisweilen ganz wenig den Kopf bewegte oder fast unhörbar lallte. — Was aber kann man mit einem Menschen anfangen, der bloß noch lallen kann?

Nachdem eine ganze Zeit nach Erledigung sämtlicher Formalitäten verstrichen war, ohne daß sich irgend etwas ereignet hatte, wurden die beiden Aerzte eigentlich überflüssig. Ueberdies hatten sie noch mehr Patienten, die auf sie warteten, und bei diesem hier war doch keine Hoffnung mehr! Sie gingen also weg und ließen den Sterbenden in der aufmerksamen Hut von einem Bruder, einer Schwägerin, einem Neffen, einer Cousine und einer Hausdame, — die alle miteinander aufs dringendste angewiesen wurden, sofort zu telephonieren, wenn sich etwas verändern sollte.

Aber es veränderte sich durchaus nichts. Der Bruder und die Schwägerin saßen am Kopfende des Bettes, die Cousine am Fußende, der Neffe ging im Zimmer spazieren und nahm im Vorübergehen jedesmal mit liebevollem Interesse Kenntnis von dem Vorhandensein einer entzückenden Venusstatue, die auf einer kleinen Marmorsäule stand. Die Hausdame ihrerseits machte sich unentwegt in der Nähe des Sterbenden zu schaffen, trotz verschiedener ziemlich deutlichen Anspielungen von seiten der Verwandten, daß es passender wäre, in so trüben Momenten eine liebevolle Familie ungestört allein zu lassen.

Indessen ereignete sich auch fernerhin nicht das allermindeste. Die Lage blieb von Viertelstunde zu Viertelstunde unverändert die gleiche, und es war in Wahrheit äußerst langweilig, dazusitzen und auf ein Ereignis zu warten, das sich so gar nicht beeilte. Außerdem wurde man hungrig davon; der Bruder bat nach einer Weile die Hausdame mit eisig nachdrücklicher Höflichkeit, gefälligst für eine kleine Stärkung zu sorgen, was sie tat, in einem Zustand von weißglühendem Zorn: Wenn er jetzt zu sich kam, dann beschwätzten ihn womöglich die Verwandten, die doch weiß Gott selbst genug hatten, und sie ging leer aus und hatte sich umsonst 5 Jahre mit ihm geplackt.

Aber die Verwandten konnten ihn nicht beschwätzen, denn es ereignete sich auch jetzt ganz und gar nichts. Der Kranke lag in seinem eleganten und tadellos sauber gedeckten Bett und gab nicht mehr und nicht weniger Lebenszeichen von sich als vordem. Und nachdem man satt und wieder hungrig geworden war, fing die Schwägerin an nervös zu werden und der Bruder winkte die Hausdame ins Nebenzimmer.

„Ich möchte, daß mein Bruder jetzt auch nur etwaigen Wunsch erfüllt sähe!" — sagte er würdevoll, ohne indessen das Gesicht der Hausdame auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. — „Es ist alles so plötzlich gekommen, — ich habe vordem nie mit ihm über solche Sachen gesprochen, — wissen Sie vielleicht, ob er irgendwelche Wünsche in bezug auf die — hm e — Erledigung seiner weltlichen Angelegenheiten hatte?"

„Nein; davon weiß ich gar nichts!" sagte die Hausdame unschuldig, — wobei sie dachte: Du Filou! Das ist es ja gerade, daß er kein Testament gemacht hat!

„Sie wissen nicht, ob er seine — e — hm — seine letztwilligen Verfügungen bereits niedergelegt hat, oder ob er in der Richtung noch besondere Absichten oder Vorsätze hatte?"

„Ich werde doch mit Herrn Mosbach nicht über solche Sachen reden!" bemerkte die Dame entrüstet, — wobei aber ein so deutlicher Unterton von schlecht verhehltem Aerger mitklang, daß der Bruder erleichtert aufatmete und dachte: Die Dummheit hat der gute Fred also wenigstens nicht gemacht! Na, und wenn überhaupt kein Testament da ist, wie es ihm viel ähnlicher sähe, dann fällt mir ja ohnedies alles zu! —

Er sagte also gedankenvoll: „So, so!" — Und dann fügte er ganz befriedigt hinzu: „Ich hätte sonst natürlich um einen Notar geschickt, für alle Fälle aber so es ist natürlich viel besser, — was soll man den Armen noch unnütz quälen!" ging hinein und sagte zu seiner Frau: „Du siehst wirklich rasend angegriffen aus, Kind! Es ist besser, ich bringe dich nach Hause, das ist zu viel für dich!" — Denn wozu sollte man endlos in dieser scheußlich bedrückenden Situation da herumsitzen, wenn alles in Ordnung war und der gute Fred überdies doch niemanden mehr erkannte?

Die beiden gingen also fort, nachdem sie jedem einzelnen eingeschärft hatten, doch sofort zu telephonieren, wenn das geringste vorfallen sollte! Aber auch nachdem sie weg waren, ereignete sich nicht das allermindeste. Nach einer Weile klingelte einer der Aerzte an; der Neffe ging ans Telephon, und nachdem er über die unveränderte Lage Auskunft gegeben hatte, räusperte er sich und fragte: „Ach — e — Herr Geheimrat, verzeihen Sie eine Frage: Halten Sie es für möglich oder wahrscheinlich, daß der alte Herr, ich meine, mein Onkel, die Sprache noch mal wiederfinden wird?"

Der Arzt bezweifelte das. — Der Neffe hing den Hörer ein, ging ins Krankenzimmer zurück und sah sich noch einmal sehr liebevoll die bronzene Venus an. Aber man stand sich in dem engen Raume tatsächlich die Beine in den Leib, und wenn der Onkel doch nicht wieder menschlich würde reden können, hatte die ganze Sache eigentlich verflucht wenig Zweck.

Also ging der Neffe ebenfalls fort, indem er eine höchst wichtige und eilige Beschäftigung vorschützte und allen dringlich einschärfte, sogleich bei ihm anzuklingeln, wenn irgend etwas passieren sollte. Die Cousine sah ihn ohne Bedauern scheiden und hätte nur allzu gern die Hausdame als Begleitung mitgehen machen. Wenn nicht alles sie täuschte, so hatte der Vetter Fred eben zum erstenmal ein bißchen mit den Augen gezwinkert, und nur dieses alberne Frauenzimmer hinderte sie, von jetzt ab das Reich für sich zu behalten!

Sie hielt es ein ganz kleines Weilchen aus, aber dann flüsterte sie plötzlich in aufrichtig flehendem Ausdruck: Ach, liebstes Fräulein Breuer, ich kann meinen armen Vetter nicht auch noch allein lassen! Und es muß doch bei uns notwendig jemand fürs Abendbrot sorgen. Sie wissen, ich habe kein geschultes Personal! Tun Sie mir doch den großen Gefallen, gehen Sie in die Kaiserstraße und sorgen Sie, daß die Jungens ihr Essen bekommen!"

„Gewiß, gnädige Frau!" — sagte die Hausdame höflich. „Ich selbst muß ja hier nach dem Rechten sehen, aber ich werde sofort Babette —!"

„Aber, liebes Fräulein, ich kann doch Babette nicht meine Schlüssel anvertrauen!" jammerte die Cousine. „Besorgen Sie ruhig erst, was hier zu besorgen ist, aber danach tun Sie mir den einzigsten Gefallen und sehen eben mal drüben nach dem Rechten!"

Das liebste Fräulein überlegte, ob es einfach streiken sollte. Aber es wußte nur zu gut, daß kein Testament da war, wenigstens keins zu ihren Gunsten. Hatte sie dem alten Herrn nicht immer damit in den Ohren gelegen und sich genug geärgert, daß er nicht dazu zu kriegen war? Wie die Sache nun aber einmal lag, war es vielleicht unklug, sich mit den Verwandten offen zu überwerfen. Also ging das liebste Fräulein in fliegender Eile wegen des Abendessens in die Kaiserstraße. Die Cousine aber beugte sich über den Sterbenden (hatte er nicht eben sogar geblinzelt?), faßte seine Hand und sagte inbrünstig: „Fred! — Fred! — Lieber Fred!"

Fred lallte irgend etwas ganz Unverständliches. Die Cousine bat noch eindringlicher: „Fred! Kannst du mich hören? Nicht wahr, du erkennst mich? Nicht wahr, Fred, du läßt mit mit den Kindern nicht in den schrecklich kleinen Verhältnissen? — Nicht wahr, du hast doch ein bißchen für die Jungens gesorgt? Hörst du mich, Fred?"

Fred hörte sie durchaus nicht. Er nahm sichtlich nicht die mindeste Notiz von ihrer Anwesenheit. Sein Kopf bewegte sich von Zeit zu Zeit und er lallte zuweilen, aber sehr viel mehr für sich selbst als für irgend jemand anders. Die Cousine begann zu weinen, denn, Herrgottnochmal, die Zeit drängte doch so! „Ach, Fred!" sagte sie. „Denke doch daran, wie gut ich es immer mit dir gemeint habe! Dein Bruder ist ein reicher Mann, der braucht es nicht! — Du bist doch der älteste von der Familie, du mußt doch schon ein bißchen für die junge Generation tun! Denke doch, wie bald dich der liebe Gott vielleicht schon fragen wird, wie du mit deinem Pfunde gewuchert hast! — Fred!?"

Aber Fred war so herzlos, sich weder von der jüngeren Generation noch von dem zarten Hinweis auf Gottes Strafgericht rühren zu lassen. Es ereignete sich noch immer nichts Besonderes mit ihm, so sehr die zärtliche Verwandte auch auf ihn einredete. Erst nach langer, langer Zeit bewegte er etwas stärker den Kopf. Die Cousine legte ihm fast das Ohr auf den Mund: Vielleicht wollte er jetzt sagen, was er ihr und den Jungens hinterlassen wollte! — Aber just in dem Augenblick kam dies vermaledeite Fräulein Breuer zurück.

Zum Ueberfluß hatte sie auch noch ein Telegramm in der Hand, und sagte mit mühsam verhehlter Schadenfreude: „Ach, gnädige Frau, wie gut war es, daß ich herüberging! Ihre Tante, die Frau Senator, meldet sich telegraphisch an, und bei Ihnen weiß kein Mensch, wer sie von der Bahn abholen und empfangen soll!"

Die Frau Senator! Die Patin und Protektorin ihres Jüngsten! Die Cousine warf einen hoffnungslosen Blick auf den gefühllosen Vetter, der noch immer gar nicht daran dachte, ihr oder den Jungens etwas zu vermachen, und entschloß sich dann seufzend zu der zwar noch völlig lebendigen deshalb aber auch noch hoffnungsvolleren Senatorin. Fräulein Breuer zog ihr aufs zuvorkommendste selbst den Mantel an und versprach hoch und heilig, zu telephonieren, wenn sich etwas ereignen sollte. Und dann schlüpfte sie schleunigst selbst in einen Umhang, huschte eilends zur Haustür hinaus, — auf ein großes Haus an der Straßenecke zu. So: wenn jetzt überhaupt noch etwas zu machen war, dann machte sie's!

In dem Eckhause wohnte ein Notar. — „Ach, Herr Doktor!", sagte die Hausdame, nachdem sie ihn herausgeklingelt hatte, und machte ihr weiblich hilflosestes Gesicht. „Ach, Herr Doktor, helfen Sie mir! Ich bitte Sie inständig, helfen Sie mir! Denken Sie, unser Herr Mosbach hat einen Schlag gehabt. — Sie haben es vielleicht schon gehört. Stellen Sie sich mein Unglück vor: eben hatte er sich mit mir verlobt, und nun das! Er wollte mir sein ganzes Vermögen hinterlassen, — er hat es mir versprochen, aber noch nichts schriftlich festgelegt. Und nun werden mir natürlich die reichen Verwandten alles streitig machen und alles fortnehmen! Können Sie nicht mit mir herüberkommen, Herr Doktor, und mir beglaubigen, daß er mir alles versprochen hat?"

Der Notar konnte das; warum nicht? Er setzte seinen Hut auf und kam mit. Bei Fred Mosbach hatte sich inzwischen immer noch nichts ereignet, aber als die beiden, Fräulein Breuer und der Notar, ins Zimmer kamen, warf er eben heftig den Kopf auf die Seite.

„Ach!" rief das Fräulein gerührt. „Sehen Sie, Herr Doktor, er erkennt mich immer sofort! Nicht wahr, Freddy, du erkennst mich doch?"

Der Sterbende lallte.

„Seh'n Sie! Er sagte ja", sagte das Fräulein. Der Notar aber machte eine höfliche Verbeugung und sagte: „Herr Mosbach! Ich bin der Notar Meyer von schräg gegenüber. Darf ich Sie fragen: Haben Sie Ihrer Braut, diesem Fräulein hier, Ihr Vermögen versprochen?"

Herr Mosbach beliebte durchaus nicht zu antworten.

„Freddy", meinte das Fräulein, „du hast es mir doch versprochen! Erinnere dich doch nur; — du weißt doch ganz genau, wann du es mir versprochen hast!"

Freddys Kopf wackelte haltlos von einer Schulter zur andern. Der Notar warf einen bedenklichen Seitenblick auf das Fräulein: „Ich glaube, er hat mit dem Kopf geschüttelt", sagte er.

„Aber Gott bewahre — er hat genickt. Er nickt ja immerzu!"

Wirklich wackelte der Kopf des Sterbenden nun zur Abwechslung nach vorn. „Herr Mosbach!" fing der Notar noch einmal an. „Es handelt sich darum, dem Fräulein die eventuelle Erbschaft zu sichern! Sie wollen doch nicht, daß Ihre Verwandten sie ihr streitig machen?"

Wieder ein Lallen.

„Nun sagt er wieder ja!" flüsterte der Notar ratlos. Aber das Fräulein betonte energisch: „Sie irren sich, — in diesem Augenblick hat er nur gelallt!"

Indessen, — der Notar wollte bei so widersprechenden Willensäußerungen doch lieber nicht zu irgendwelchen Amtshandlungen schreiten, und unter dem Vorwand, daß ja doch nicht die erforderliche Anzahl Zeugen zugegen wäre, drückte er sich einigermaßen verlegen aus dem Zimmer und machte, daß er fortkam. Das Fräulein blieb noch einen Augenblick stehen, sah sich ratlos um und starrte dann wütend auf den Sterbenden. Aber plötzlich fing sie an, sich vor ihm zu grauen: Alle waren sie fortgegangen, alle — alle. Sollte sie, die Fremde, hier allein bleiben und sich ängstigen, und dieses grauenhafte Lallen anhören? Tränen, gleicherweise der Furcht, der Enttäuschung und des Zornes, kamen ihr in die Augen, — sie rannte hinauf in ihr Zimmer und heulte sich da erst einmal aus: Da! Das hatte sie nun davon! Nichts würde sie kriegen, gar nichts, nicht das geringste — oh! Es war zu gemein.

Unterdessen stieß der Sterbende immer angstvoller sein klägliches Lallen aus, aber nur die leeren Wände hörten ihn. Ein letzter Rest Bewußtsein, ein letztes Lebensempfinden ebbte in sein Hirn zurück: noch einmal versuchten die Nerven die Arbeit wieder aufzunehmen. Er fühlte dumpf einen furchtbaren Druck. Irgendeine gräßliche Angst kroch erbarmungslos näher, näher, immer näher. Er wollte aufspringen, aber er konnte kein Glied rühren; wie angenagelt lag er hilflos auf dem Rükken. Ein quälendes Durstgefühl peinigt ihn, drückte ihm den Hals zu: Er wollte um Hilfe rufen, um einen Schluck Wasser flehen, — aber er konnte nur unartikuliert lallen. Die Angst, die rasche Angst nahm zu, peitschte den ganzen Organismus ein letztes Mal auf: mit der unerhörtesten Anstrengung hob er ein klein wenig den Kopf, öffnete er die Augen: Es war dunkel um ihn. Keine Hand faßte helfend nach der seinen, keine wischte den Angstschweiß ab, der eiskalt über sein Gesicht lief, keiner netzte seine Lippen auch nur mit einem Tropfen Feuchtigkeit, — alles blieb still, kalt und teilnahmslos dunkel. Er wollte seine Arme ausstrecken auch einem einzigen Lebewesen, das ihm die Not dieser Stunde tragen hülfe, — aber aus dem Dunkel reckte nur der Tod seine erbarmungslose Faust und drückte dem verlassen Daliegenden höhnisch die Kehle zu.

Inzwischen hatte das Fräulein sich etwas gefaßt und klingelte Friedrich, dem Diener: er solle sich zum Herrn setzen und sie benachrichtigen, wenn irgendetwas sich ereignen sollte. Friedrich, der Diener, war nicht begeistert davon; er hatte sich zu einem lebenden Herrn vermietet, nicht zu einem sterbenden, und außerdem war er der Ansicht, daß dies des Fräuleins Sache wäre, die es ja doch sonst immer so wichtig mit dem Herrn hatte und überdies so viel höher bezahlt wurde. Er ging indessen hin, machte Licht und paßte aus angemessener Entfernung auf. Aber es konnte sich nun nichts mehr ereignen, denn der Herr war mausetot. Selbst Friedrich sah das nach einer Weile ein und erschrak. Aber es fiel ihm nicht ein, das Fräulein zu benachrichtigen, sondern er telephonierte von sich aus an die Verwandten: mochten die Herrschaften nur sehen, wer hier wirklich seine Pflicht tat und wer nicht!

Und die Verwandten kamen, und die Aerzte kamen, es kam die Totenfrau, und es kam der Begräbnisunternehmer, der Gärtner und der Dekorateur, und ein ganzer Haufen Leute noch außerdem. Es geschah alles auf das pünktlichste, was mit toten Leuten in geordneten Verhältnissen zu geschehen pflegt. Auch das Begräbnis war auf das untadeligste geregelt und durchaus pompös: alles erster Klasse und mit vielem schwarzen Flor.

Und es wurden so viele kostbare Kränze noch hinter dem Leichenwagen hergefahren, daß eine kleine Bürgersfrau, die eben ein Grab schmückte, neidisch umherschaute: Gott, hat der Blumen! — Dann aber guckte sie ganz bekümmert auf die bescheidenen Geranienstöckchen, die sie eben in die feuchte Erde einbuddelte: da hatte sie nun einen Monat gespart, um ihrem toten Lenchen auch einmal das Grab schön zu machen, und wie gotteserbärmlich und kümmerlich sah das nun aus neben einer solchen Pracht von Rosen und Palmen und Atlasschleifen!

Und mit einer mitleidigen Bitterkeit zog sie so eine bescheidene rote Blüte durch die Finger und sagte traurig zu der Nachbarin, die ihr geholfen hatte, die Blumentöpfe zu schleppen: „Ja, ja, die reichen Leut', die haben es gut! Sogar im Tod haben sie es noch besser als unsereiner!"

Berühmte Männer und die Ehe.

Die Statistik in Deutschland hat gezeigt, daß von 286 hervorragenden Männern von 60 bis zu 70 Jahren 88 Prozent verheiratet waren, und bei 347 solcher zwischen 50 und 60 Jahren sowie bei 342 anderen im Alter von 40 bis zu 50 Jahren hatte sich dieselbe Verhältniszahl ergeben, während sie bei 243 Männern von 30 bis 40 Jahren noch 85 betrug. Die entsprechenden Zahlen für gleichaltrige Männer im allgemeinen waren 93, 92, 89 und 85 (Prozent). Von einem anderen Standpunkte aus betrachtet, zeigte sich, daß von einer Gruppe hervorragender, fünfundvierzigjähriger Männer 22 Prozent im Alter von 25 Jahren, 43 Prozent in dem von 25 bis zu 30 Jahren und 16 Prozent im Alter von 35 bis zu 40 Jahren in die Ehe eingetreten waren. Die entsprechenden Verhältniszahlen für die gesamte männliche Bevölkerung waren 23, 41, 23 und 13 (Prozent).

Rosenwunder.

Skizze von J. Oppen.

Die Freunde hatten die letzten Häuser des Städtchens erreicht. Vor ihnen schlängelte sich, gleich einem weißen, grünumsäumten Bande, die sanft aufsteigende Parkstraße, die mit alten Pappeln dicht besetzt war.

Schräg fielen die Strahlen der heißen Julisonne auf die unbedeckten Häupter der Wandernden, die schweigend nebeneinander hergingen.

Endlich begann der Maler Erwin Holz: „Seltsam, daß man den Spuren großer Männer meist dahin folgen muß, wo man sie am wenigsten vermutet! Dieser kleine, weltfremde Winkel hier steht so gar nicht im Einklang mit dem bekannten, vielgepriesenen Namen unseres Meisters. Müssen ihn nicht die engen Grenzen dieses kleinen Idylls noch heute lähmen, ihn, der in seinem Wirken in Wort und Bild stets unendliche Perspektiven den Schauer ahnen läßt? Ein Feuergeist, eine markige Hand zeigt sein Können, die Genialität seiner Persönlichkeit. Man begreift nicht, wie er, kaum auf der Lebenshöhe angelangt, im Zenit seines Ruhms sich plötzlich der großen Gemeinde seiner begeisterten Anhänger entzogen hat, um hier im stillen, fern von allem, was ihn angeregt und befruchtet hatte, zu leben."

„Aeußerlich beurteilt, scheinst du wohl recht zu haben", erwiderte sein Weggenosse; „doch wenn man bedenkt, daß er hier seine ersten Kindertage, seine Jugend verträumt hat, dann begreift man wohl seine Anhänglichkeit. Die Heimatluft übt doch ihren eigenen Reiz aus."

„Wohl, doch Carlo sitzt seit fast einem Jahrzehnt hier fest, lebt wie ein Ensiedler in einem alten, baufälligen Schlößchen, während sein herrliches Dorado in der Hauptstadt, seine Villa am Gardasee leerstehen. Was mag ihn fesseln? Das scheint mir fast wie eine Marotte."

„Erinnerungen!", antwortete Werner Alten langsam.

„Erinnerungen!", wiederholte Erwin. „Ein Mann wie er — Kraft und Leben strömt aus all seinen Werken, sie sind frei von Sentimentalität, und er sollte, um Erinnerungen zu pflegen, sich hier zurückgezogen haben, während draußen eine ganze Welt ihn ruft?!"

Sein Begleiter schwieg einige Augenblicke. Eilig, mit weit ausholenden Schritten, stiegen sie den Pfad hinan. Nach wenigen Minuten grüßte sie, von den letzten Sonnenstrahlen umglüht, auf der Spitze eines fast senkrecht aufsteigenden Hügels ein burgähnliches Schlößchen. Vor dem kunstvoll geschmiedeten, hohen Eisengitter blieben sie aufatmend stehen. Ueberall quollen blühende Rosen in wunderbarsten Farben in tauiger Frische aus den Stäben hervor. Kletterrosen umrankten die Fenster, die vorspringenden Balkons, die kleinen Giebel, den runden Söller. Rosen rankten sich in kunstvollen Windungen um die grünen Rasenplätze, um die dunklen schattigen, breitästigen Bäume; wohin man sah, quoll es in Ueppigkeit und nie geahntem Reichtum hervor. Jeder kleinste Winkel war geschmückt von den Blumen. Ein betäubender Hauch umfing die beiden.

„Das ist ja wundervoll, ein Dornröschentraum, man fühlt sich wirklich in die Märchenwelt versetzt", rief Erwin erstaunt aus. „Jetzt begreife ich eher, daß Carlo sich von diesem kleinen Edelstein nicht trennen kann."

Alten lächelte: „Doch die Rosen welken, und der Winter deckt doch schließlich alles mit seiner Schneedecke zu. Daß er dann auch noch. . ."

„Dann fesselt ihn wohl die Erinnerung an die Rosenzeit", meinte der andere. „Doch nun du das Schlößchen selbst geschaut, will ich dir eine kleine Geschichte erzählen, die den Meister angeht und die dir seine Laune erklären soll."

Und er begann: „Ich Schlößchen wohnte vor einem halben Jahrhundert fast der letzte Sproß einer altehrwürdigen Adelsfamilie, der ein reizendes kleines Töchterchen sein eigen nannte. Die Kleine wurde erzogen fern von allen Gespielinnnen in Einsamkeit. Carlo sah die Kleine, wenn er am Gitter des Schlößchens vorüberschritt, und das zarte, goldlockige Mädchen war für den jungen, genial veranlagten, zum Träumen geneigten Knaben die Verkörperung alles Schönen und Edlen. Er nahm ihren Anblick mit in seine nüchterne Alltagswelt, denn er war armer Leute Kind und hatte neben seinen zahlreichen Geschwistern nur ein ganz enges Plätzchen am häuslichen Herd. Sie sah ihn auch, mußte ihn ja bemerken, wenn er oft, fast täglich, lange am Gitter stand; sie grüßten einander, und manchmal, wenn das Kind sich unbeobachtet glaubte, warf es dem kleinen Freund eine Blume über den Zaun, oder bot ihm das Händchen durch das Gitter.

So vergingen die Jahre. — Carlo schlug sich durch in der Welt, bis man ihn endlich entdeckte, und er nach langen mühevollen Wanderungen seinen Meister fand, den er bald übertraf. Wenn er in die Heimat kam, zog's ihn zum Schlößchen; da winkte ihm auch das Mädchen, die inzwischen herangewachsen war, aber jetzt reichte sie ihm nicht mehr das Händchen durch das Gitter, sie war eine junge Dame geworden, die kaum wagte, die Augen aufzuschlagen. Carlo merkte bald: am Gittertor lehnte steif und starr Frau Etikette. Sie türmte einen Wall auf vor seinem Traumbilde, das ihm nun immer ferner und ferner rückte. Als er einmal wiederkam, da hieß es im Städtchen, daß das Prinzeßchen eine Reise antreten und nächsten Winter, als Abschluß gleichsam, in der Residenz seine Verlobung feiern sollte, die zwischen dem Vater und einer hochgeborenen Familie längst geplant war. — Da riß es ihn noch einmal auf, um seine erste Liebe von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Es war im Juni, im Rosenmonat; er hatte einen ganzen Strauß Rosen in den Händen und kam gerade dazu, als der Diener das Prinzeßchen in den Wagen hob. Einen Augenblick blieb das Junafräulein allein, da umschlang der kecke Bursche den Rosenstrauß mit einem Band, auf das er mit leuchtendem Stift geschrieben „Vergiß mich nicht!", und warf's der Kleinen keck in den Wagen. Im nächsten Augenblick lagen die duftenden Blumen in ihrem Schoß, das Band löste sich, sie hob es auf, las die wenigen Worte und nickte freundlich. Und der Maler zog den Hut und verschwand, denn der Schloßherr betrat soeben die Terrasse, gefolgt von der Gardedame und den Dienern. Nach wenigen Minuten fuhr das Gefährt davon. Das Prinzeßchen aber wandte sich noch einmal um und grüßte und winkte mit den Rosen.

Als er heimkehrte, war's aber nicht verlobt, und der Prinz, der es heimführen sollte, erschien nicht. Die Jahre vergingen, das Prinzeßchen blieb einsam auf dem Rosenschloß, pflegte die Blumen, drückte dem Vater die Augen zu. Die Neugierigen fragten, worauf sie warte? Aber sie erhielten keine Antwort. Carlo schien die Heimat längst vergessen zu haben, seine Arbeit brachte ihm Erfolg, füllte ihn aus. Wie ein Aar stieg er auf am Himmel seiner Kunst, immer höher, immer sieghafter, bis in diejenigen Fernen, in welche ihm kaum noch jemand folgen konnte.

Da rief ihn einmal ein Zufall in die Heimat, und als er den altbekannten Weg dahinschritt, den wir eben gegangen, da erwachte die Erinnerung, und mit ihr die Sehnsucht. Die Jugend grüßte ihn wieder, den ernsten Mann. Und er pilgerte zum Schlößchen hinauf, fand das hohe Gitter unverschlossen und trat hinein, und da sah er unter all den Rosenwundern das Prinzeßchen, nicht so, wie es einst war — die Jahre des Wartens waren nicht unbemerkt an ihr vorübergegangen —, aber aus ihren Augen grüßte ihn die Erinnerung, und zum erstenmal gingen sie beide die engen, von Rosen überdachten Pfade des Schlößchens und sprachen von sich und von der Welt da draußen, die ihm eine Heimat geworden und ihr fremd geblieben. Er blieb Tage und Wochen, und als der Herbst kam, da zog er in den linken Flügel und arbeitete dort und teilte mit ihr die Einsamkeit. Denn mit der Zeit war es ihm klar geworden, daß sie auf ihn gewartet, die Rosen gepflegt hatte. Sie gehörte nicht zu jenen Frauen, die sich ein Glück erkämpfen; sie konnte nur lieben und leiden, warten und sich sehnen. Da gab er ihr das, was er ihr, der so früh Gealterten, noch geben konnte, seine Freundschaft, seinen Schutz. Sie leben allein, doch um sie haben Natur und Kunst eine ganze Welt der Schönheit geschaffen, und jeder, der ein warmes Empfinden dafür hat, ist bei ihnen willkommen und fühlt sich zu Haus." — —

Bei diesen Worten drückte der Freund an die Gittertür. Ein feiner Ton ließ sich vernehmen, lautlos sprang sie auf, und die Freunde gingen schweigend unter dem Bogen blühender Rosen in das Schlößchen. Der Meister erwartete sie, und nach wenigen Augenblicken erschien das Prinzeßchen, die einer verblühten Rose glich mit ihrem schneeweißen Haar und ihrem zarten Gesichtchen, ihrer biegsamen, immer noch jugendlichen Gestalt. Ueberall grüßte das Auge Schönheit, festgehalten in Farben, in Marmor. Die beiden Freunde genossen zuerst stumm, dann löste der goldige Wein, der in fein geschliffenen Gläsern perlte, die Zungen, und man sprach von allem, was das Leben Herrliches und Schönes bot, von der Kunst, die auch das Geringste verklärte und ihm Bleibendes verlieh. Da merkte Erwin, daß das Schlößchen sich weitete, daß die engen Räume wichen, daß das kleine Haus eine ganze Welt in sich barg, die einem Meister wie Carlo genügen konnte.

Im Vollmondschein kehrten sie heim. Unter Rosen träumte das Schlößchen der lauen Sommernacht entgegen. Erwin aber glaubte aus dem weiten, unbegrenzten Reiche der Phantasie und der Schönheit gekommen zu sein.